

Hindernisse der Ökumene

In der ökumenischen Diskussion stimmen heute alle Beteiligten überein, daß das Ziel keine uniformierte Einheitskirche sein kann, sondern „wechselseitige Anerkennung auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens“, „versöhnte Verschiedenheit“, in der die Kirchen „Kirchen bleiben und eine Kirche werden“. Im Vergleich zur Entwicklung der römisch-katholischen Kirche in den letzten Jahrhunderten scheint dieses Modell etwas völlig Neues zu sein. Blickt man jedoch auf die Gesamttradition, dann nimmt es Grundprinzipien der Struktur der alten Kirche wieder auf. Denn diese verstand sich als eine Gemeinschaft von selbständigen und gleichrangigen Ortskirchen, die den einen Glauben in verschiedenen Ausformungen artikulierten und lebten. Die Gemeinschaft wurde erst dann in Frage gestellt, wenn eine Einzelkirche ihre eigenen Aspekte verabsolutierte und andere Traditionen nicht mehr als legitime Möglichkeiten des Christlichen in einer geschichtlich begrenzten Gestalt anerkannte.

Das Zweite Vatikanische Konzil nannte die Ökumene eine Hauptaufgabe der Kirche, weil die Spaltung dem Willen Christi widerspricht, ein Ärgernis für die Welt ist und die Verkündigung des Evangeliums behindert. Bei einem so dringlichen Anliegen bedeutet schon jede Stagnation einen Rückschritt. Dafür gibt es aber heute nicht wenige Symptome. Zwar hört man viele beschwörende Worte. Statt jedoch durch entsprechende Taten und Beschlüsse die Ökumene voranzutreiben, geben sich offensichtlich zu viele – und zwar in allen Kirchen – mit dem Status eines freundschaftlichen, aber getrennten Nebeneinanders der christlichen Kirchen zufrieden. Auch an der „Basis“ scheint man es weithin aufgegeben zu haben, bei den Kirchenleitungen auf Fortschritte in der Ökumene zu drängen. Statt dessen wird vielerorts die Kircheneinheit einfach vorweggenommen, so daß der Abstand zwischen den offiziellen Normen und dem Leben in den Gemeinden immer größer wird. Wenn aber die Ökumene als Sache der ganzen Kirche vorwärtskommen soll, dann müssen sich alle der öffentlichen Auseinandersetzung stellen. Nur auf diesem Weg lassen sich die nötigen Klärungen erreichen und Überzeugungen begründen. Gewiß kann die Einigung der Kirchen nicht übers Knie gebrochen und auch nicht einfach von oben verordnet werden. Das heißt aber nicht, daß man die Hände in den Schoß legen und untätig warten dürfte, bis die Zeit irgendwann einmal „reif“ ist.

Die zahlreichen Konsenstexte der letzten Jahrzehnte kommen durchweg zum Ergebnis, daß die noch verbleibenden Unterschiede eine Kirchentrennung nicht mehr rechtfertigen oder doch aufgrund der erreichten Gemeinsamkeiten überwunden werden könnten. Die Theologie, bei der von Stagnation oder gar Desin-

teresse in Sachen Ökumene keine Rede sein kann, hat diese Erkenntnisse vorbereitet und ständig vertieft. Neue substantielle Argumente sind nicht mehr zu erwarten. Heinz Schütte macht in seinem „Ökumenischen Katechismus“ (1993) eindrucksvoll deutlich, wie groß die Einheit der Kirchen in den zentralen Fragen des Glaubens bereits ist und daß die strittigen Punkte nicht mehr das Zentrum des Christlichen betreffen. Trotzdem werden immer neue „Klärungen“ und „vertiefende Studien“ verlangt, wird gleichsam die Meßlatte für die Einheit immer höher gelegt. Otto Hermann Pesch meinte dazu sarkastisch, daß solche Forderungen inzwischen zum „Ritus der Zurückweisung und der Kaschierung der eigenen Unwilligkeit“ geworden sind. Nicht selten entsteht sogar der Eindruck, daß für die Einheit der Kirchen höhere Bedingungen gestellt werden als für die Zugehörigkeit zur eigenen Kirche. So gibt es zwischen engagierten Christen verschiedener Kirchen keine Eucharistiegemeinschaft, obwohl sie vielfach eine tiefere Glaubensgemeinschaft verbindet als mit abständigen Mitgliedern der eigenen Kirche. Das ist nicht nur ein Hindernis der Ökumene. Heinz Schütte nennt es schlichtweg einen Skandal.

Nach wie vor gilt schließlich das Wort Papst Pauls VI. vom Jahr 1967, das „größte Hindernis auf dem Weg zur Ökumene“ sei der Papst selbst. Das heißt mit anderen Worten: Die Einheit der Kirchen kann niemals erreicht werden auf der Basis der Papstdogmen von 1870 und ihrer heutigen Praxis. Kaum mehr bestritten wird, daß der Bischof von Rom in der Kirche Christi eine wesentliche Rolle spielt und daß dem Petrusamt eine besondere Verantwortung für die Gemeinschaft der Kirchen zukommt. Es ist aber undenkbar, daß andere Kirchen einem Primat in Disziplin und Lehre zustimmen werden. Wer dies verlangt, muß alle Hoffnung auf eine Kircheneinheit aufgeben. Blickt man jedoch auf die Geschichte, ist eine solche Forderung keineswegs zwingend. Die Ostkirche hat einen Jurisdiktionsprimat des Bischofs von Rom nie anerkannt und stand doch bis zum 11. Jahrhundert mit ihm in Kirchengemeinschaft. Joseph Ratzinger betonte deswegen schon im Jahr 1977, daß man die Primatsgestalt des 19. und 20. Jahrhunderts keineswegs als die einzig mögliche und für alle Christen notwendige ansehen müsse. Was ein Jahrtausend lang praktiziert wurde, könne heute nicht christlich unmöglich sein. Rom müsse daher nicht mehr an Primatslehre fordern, als im ersten Jahrtausend formuliert und gelebt wurde. Die Einigung könnte dann auf der Grundlage geschehen, daß sich die Kirchen in ihrer jeweiligen Gestalt als rechtläufig und rechtmäßig anerkennen.

Der Einheit der Christen stünde wahrscheinlich kaum mehr etwas im Weg, wenn nicht nur von einzelnen Theologen und Amtsträgern, sondern vom Papst selbst erklärt würde, daß die römisch-katholische Kirche nicht die Unterwerfung unter den Papst und die Übernahme der Primatsgestalt des 19. und 20. Jahrhunderts verlangt, sondern nur deren Anerkennung als legitime Tradition einer Teilkirche.

Wolfgang Seibel SJ